



GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

Vierundvierzigster
Jahresbericht 1975

VERLAG DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

ZÜRICH 1976

26 76/11
Fre. Albertin

DIE MITGLIEDSCHAFT DER GOTTFRIED KELLER-GESELLSCHAFT

wird erworben durch schriftliche Anmeldung beim Sekretär (Adresse siehe im Anschluss an den Jahresbericht) und gleichzeitige Einzahlung des Jahresbeitrages auf Postcheckkonto 80-6471. Die Mitgliedschaft berechtigt zur Teilnahme am Herbstbott.

GOTTHELFS UND KELLERS VRENCHEN

Es ist immer reizvoll, zu untersuchen, was herauskommt, wenn sich ein Dichter bei einer anderen Anregung holt. Ist er eigenständig, so wird er etwas Neues gestalten, auch wenn das Vorbild deutlich durchschimmert. Das lässt sich schön an der Gestalt Vrenchens in «Romeo und Julia auf dem Dorfe» aufzeigen, die ohne Frage Gotthelfs Uli-Romanen entstammt, aber doch so anders wirkt, dass die Forschung meines Wissens die literarische Herkunft bisher nicht gesehen hat.

Zuerst wende ich mich zu Gotthelf. Uli der Knecht ist am Beginn des Werks zunächst ein verlorenes Menschenkind, wie es deren auffallend viele in den Büchern dieses Dichters gibt. Ich erinnere, um nur wenige von zahlreichen Beispielen herauszugreifen, an den Mias des «Bauernspiegels», an Peter Käser in den «Leiden und Freuden eines Schulmeisters», an das Meyeli des «Anne Bäbi Jowäger», an Elsi, die seltsame Magd.

Ein «verschupftes» Menschenwesen ist gegen allen anfänglichen Anschein auch Vreneli. Als uneheliches Kind wird es gnadenhalber von der wohlmeinenden Base erzogen, aber, wie wir später erfahren, nie mit dem vollen Mass der Mutterliebe bedacht. Der verborgen gehaltene Kummer darüber kommt allerdings in der Verlobungsszene für den Leser überraschend zur Sprache, denn zunächst sehen wir in dem Mädchen den Sonnenschein der Glunge, in die in der folgenden Textstelle Uli gerade als Meisterknecht einzieht: «Draussen nahm ihn ein munteres, schönes Mädchen in Empfang, nussbraun an Haar und Augen, rot und weiss an den Backen, kusslicht die Lippen, blendend die Zähne, gross, fest, aber schlank gebaut, mit ernsten Mienen, hinter denen der Schalk lauerte, aber auch die Gutmütigkeit. Über das Ganze war das bekannte, aber unbeschreibliche Etwas gegossen, das da, wo es sichtbar wird, von innerer und äusserer Reinlichkeit zeuget, von einer Seele, die das Unreine hasst, deren Leib daher auch nie unrein wird oder nie unrein scheint mitten in der wüstesten Arbeit. Vreneli, so hiess das Mädchen, war eine arme Verwandte im Hause, die ihr Lebtag nirgends hätte sein sollen, allenthalben für Aschenbrödel gehalten wurde, aber immer die Asche abschüttelte, weder äusserlich noch innerlich getrübt wurde, Gott und Menschen und jedem jungen Tage in neuer Frische entgegenlachte.»¹ Das ist, wenn man will, eine Verbauerung von Goe-

thes klassischem Humanitätsideal, und der wundervoll menschliche Grundzug des Mädchens wird in beiden Uli-Romanen durchgehend festgehalten.

Eine erste Probe seines allaussöhnenden Wesens legt Vreneli ab, nachdem Ulis törichte Pläne einer Heirat mit der dummen Meisterstochter Elisi fehlgeschlagen sind. Weil die unverhoffte Verlobung Elisis mit dem Baumwollenhändler dazwischengefahren ist, will Uli in echt Gotthelfischem Wutausbruch den Nebenbuhler moralisch und physisch niederschlagen. «Dem Donner will ich es recht sagen, der muss wissen, was für eine er hat, und dann will ich fort, keine Stunde bleibe ich länger da.‘ Wie er so in einem Satz vom Garten auf die Terrasse springen will, wird er festgehalten am Hemdeärmel, dass er fast in zwei Stücke zerriss. Zornig aufziehend, dem unerwarteten Halter eins zu versetzen, sah er Vreneli neben sich unerschrocken stehn und ihn festhalten. Er schlug nun nicht, aber schnellte ein zorniges: ‚La mi gah!‘ ‚Nein, ich lasse dich nicht gehen‘, sagte Vreneli; ‚lueg mich nur an, wie du willst, aber gehn sollst mir nicht. Du daurest mich, Uli, es macht dirs wüst, aber eben deswegen musst du jetzt der Witzigere sein. Bleib da und tue dergleichen, als gehe dich alles nichts an; das macht es am täubsten. Tust du wüst, so lachen sie dich aus, und das täte ich ihnen an deinem Platz nicht zu Gefallen.‘»² Dieses meisterliche diplomatische Geschick wird Vreneli in den beiden Romanen noch oft zu beweisen haben, und wenn Uli später Pächter auf der Glungge wird, ist es in Wahrheit Vreneli, welches das Format für diese Aufgabe besitzt, nicht sein Mann, der vor lauter Geldsorgen aus der bisher so sicheren Bahn gerät.

Aber vorher müssen sich die beiden noch bekommen, und wie das Gott-helf herbeiführt, gehört zu seinen schönsten Brautwerbe-geschichten, die er mit so unerschöpflicher Phantasie und mit so unverstellter Lust an stattlichen Liebesereignissen erfunden hat. Uli und Vreneli wollen auf Neujahr den Dienst aufkünden, und die Base sieht schwarz für die Zukunft der Glungge, weil der Meister, Joggeli, unfähig ist und nichts als Misstrauen auszusäen weiss, während in Wahrheit die beiden jungen Menschen zusammen mit ihr den Hof noch zusammenhalten. Die Base ist es denn auch, die den rettenden Plan ausheckt, Uli und Vreneli sollten heiraten und den Hof in Pacht nehmen. Um den Pachtvertrag aufzusetzen, reist sie zum Bodenbauern und nimmt die jungen Leute gleich mit. Weil Uli und Vreneli mit einem Blumenstrauss geschmückt sind, werden sie vom Personal der Glungge für ein Brautpaar gehalten, zu Vrenelis Ärger, zu der Base vergnügtem Wohlbehagen. Der Bodenbauer, ins Bild gesetzt, weiss Ulis ge-

heimsten Wunsch zu erfragen und bekommt heraus, dass der Meisterknecht auf der Glungge nur aus Besitzgier Elisi wollte, verschwiegen aber schon längst an Vreneli hängt. Uli's Lob des Mädchens ist eine zweite Charakteristik, so schön wie die erste und bezeichnend wegen eines Wesenszugs, den Keller übernehmen wird, die unverwüstliche Fröhlichkeit: «Was es in die Hände nimmt, steht ihm wohl an; alles gerät ihm, und es ist nichts, das es nicht versteht. Ich glaube, es wird nie müde; am Morgen ist es zuerst und abends zuletzt und den ganzen Tag nie müßig. Nie muss man auf das Essen warten, nie versäumt es die Jungfrauen, und es meint einer, es werde nie hässig; je mehr zu tun ist, desto lustiger wird es, wo doch sonst die meisten, wenn sie viel Arbeit haben, hässig werden und nicht bei ihnen zu sein ist. Es ist huslig in allen Teilen und doch bsunderbar gut gegen die Armen, und wenn jemand krank wird, so kann es ihm nicht gut genug luegen. Es ist keins weit und breit so.»³ Gleich hebt er dann auch noch hervor, dass Vreneli nichts mit Burschen zu tun haben will, und kreidet ihm das als Hochmut an. Er wird alsobald eine Probe davon bekommen. Durch die Preisgabe seines Geheimnisses mutig gemacht, will er beim Packen für die Heimreise dem Mädchen einen Kuss rauben, fährt aber mit Macht bis in die Mitte des Zimmers hinaus.

Auf dem Heimweg unterbreitet die Base in einem Wirtshaus den Plan, Uli den Hof in die Pacht zu geben. Der möchte wohl, gibt aber zu bedenken, dass dazu eine Bäuerin vonnöten sei. «Weisst du keine? Ich wüsste dir eine⁴», meint die Base. Da beginnt aber Vreneli, das schon zornig geworden war, als man es am Vortag für eine Braut gehalten hatte, sich mit Händen und Füßen zu wehren. Uli wolle es nur, weil ihm mit Elisi der Hof davongeschwommen sei und er jetzt mit ihm Pächter werden könne. Aber es lasse sich «nicht ausbieten wie eine Kuh»⁵ und sich «so ungesinnet ... darwerfen wie einer Sau einen Tannzapfen». «Wenn ich denn endlich einen haben muss, so will ich doch einen, der mich lieb hat und mich meinetswegen nimmt und nicht mitsamt den andern Kühen mich zum Lehen begehrt.»⁶ Aber mitten in diesem vollsaftigen Humor wird Gotthelf, wie ihm das jederzeit gegeben war, plötzlich ernst und tief. Uli legt ein klares Bekenntnis seiner Treue und Liebe ab: «Als ich dich so allein antraf, da übernahm es mich, ich wusste nicht, wie, es kam mir in den Arm fast wie ein Gsüchti, ich müsste dich anrühren, dich um ein Müntschi fragen. Anfangs glaubte ich, ich hätte eins erhalten; allein später dachte ich, es könnte doch nicht sein, du hättest mich sonst nicht so wild in die Stube hinausgeschossen; ich dachte, du hättest mich nicht gerne, und das machte mich betrübt im Herzen, und ich dachte, wenn nur Weihnacht da wäre ..., da wollte ich

weit, weit ins Welschland hinein, dass nie jemand mehr etwas von mir höre. Und so ists mir noch, Vreneli; wenn du mich nicht willst, so will ich vom Lehen nichts, will fort, fort, so weit mich die Füsse tragen, und kein Mensch soll erfahren, wohin ich gekommen.' Er war aufgestanden, vor Vreneli getreten, das Wasser stund ihm in den treuherzigen Augen, der Base aber rollte es die Backen ab.»⁷ Die weinende Frau redet gut zu und fordert Uli auf, Vreneli kurzum nochmals an sich zu nehmen; diesmal fliege er nicht wiederum ins Zimmer hinaus. Nach kräftigster, aber vergeblicher Gegenwehr ergibt sich das Mädchen, doch geschüttelt von krampfhaftem Schluchzen, so dass es Uli und der Base bange wird. Vreneli rechtfertigt sich: «Es sei sein Lebtag eine arme Waise gewesen und verstossen von Jugend auf. Es habe nie ein Vater es auf den Schoss genommen, die Mutter es nie geküsst; nie habe es seinen Kopf an irgend einem Halse verbergen können.» «Es könne nicht sagen, wie oft es einsam geweint. Sein Sehnen sei immer und immer darauf gegangen, irgend einmal jemand so von ganzem Herzen, ganzem Gemüte lieb haben zu können, jemand zu finden, an dessen Brust es sein Haupt in Leid und Freud legen könnte. ... Uli sei ihm lieb, sei ihm schon lange lieb, mehr als es sagen sollte; aber diesen Glauben zu ihm habe es noch nicht finden können.»⁸ Es fühlt sich als «das arme, einsame, verlassene Mädchen im grossen Weltentümmel».⁹ Aber lange hält es dem vereinten Andringen nicht stand; am nächsten Morgen hat Uli das Jawort.

In diesem Kapitel wandelt Gotthelf ein Thema ins Heitere, das in «Elsi die seltsame Magd» tragisch ausgeht. Auch Elsi ist verschlossen und fühlt sich allein, weil seine Ehre gekränkt worden ist und es sich als ein Geschöpf der Familienschande empfindet. Selbst die heftige Drohung Christens, er gehe in den Franzosenkrieg und suche den Tod, wenn es nicht ja sage, wie schon Uli gedroht hat, er gehe weit ins Welschland, ist umsonst. Christen vermag nichts über das stattliche Mädchen. Erst als seine Bäuerin es am empfindlichsten Orte trifft und die Vermutung ausspricht, es sei «verrückt oder eine Kindsmörderin oder eine Schinderstochter»¹⁰, geht ihm der Mund auf, aber zu spät. Obwohl es in ekstatischem Aufbruch Christen naheilt, um das Verfehlete gutzumachen, erreicht es ihn nur noch unmittelbar vor dem Feind und findet mit ihm zusammen den Tod. Der Vergleich der beiden Textstellen verweist auf einen für Gotthelf typischen Handlungsverlauf. Er beruht auf dem Kampf von Verschlossenheit und Liebe. Diesen auch sonst in Gotthelfs Werken zu untersuchen, könnte eine umfangreiche Schrift abgeben; sie müsste mit dem vertrotzten und unglücklichen Mias des «Bauernspiegels» beginnen, dessen Liebesbedürfnis

durch das Unrecht der Menschen lange verschüttet wird, ehe es die Oberhand gewinnt.

Den Pächterroman will ich in seinen Hauptteilen überspringen und mich gleich Vrenelis doppelter grosser Bewährungsprobe zuwenden, in der es wieder um die Erlösung verhärteter Menschen geht.

Uli ist als Pächter vom Geiz gepackt worden, aus Angst, den grossen Zins nicht aufbringen zu können, hat Dummheit über Dummheit begangen, Gott aus seinem Bewusstsein weitgehend verdrängt und ist auch für das Flehen Vrenelis, wieder der Mann zu werden, den es aus Liebe geheiratet habe, unzugänglich. Die junge Frau muss sich gegen ihre innerste herrscherliche Natur in wartender Geduld üben. Zuletzt kommt es so weit, dass Uli einen armen Bauern beim Verkauf einer Kuh betrügt und einen Prozess auf den Hals bekommt. Dem Verdammungsfluch des Verlierers, der sich tief in Uli festsetzt, folgt auf dem Fuss das Strafgericht Gottes, indem ein Hagelwetter beinahe die ganze Ernte vernichtet. Uli liegt finanziell und vor allem moralisch am Boden und verfällt einem lebensgefährlichen Fieber, das er nur darum übersteht, weil der Arzt ihn klug betreut und vor allem Vreneli mit der ganzen Kraft seines christlichen Glaubens ihm Mut einflösst. Das Thema des leiblichen und seelischen Heilens, das den Schluss des «Anne Bäbi Jowäger» beherrscht, klingt erneut auf.

Nach des Glunggenbauers plötzlichem Tod muss der Hof in die Versteigerung gegeben werden. Ein Knecht ist ausgeschickt worden, um an dem öffentlichen Akt als Beobachter teilzunehmen. Er berichtet, «ein alter Bauer sitze in einer Ecke, er habe nichts gesehen als seinen Kopf, der sehe aus fast wie ein hundertjähriger Weidenstock; aus diesem komme hie und da ein Gebot wie aus einer verrosteten Kanone». – «Er glaube, der fresse Kinder, wenn er nicht Kalbfleisch bekommen könne.»¹¹ Dieser Mann ersteigert das Gut um schweres Geld, und Uli sieht nach seinem finanziellen Ruin für sich und die Seinen keine Hoffnung mehr. Spät abends, während nur noch Vreneli bei einem Kinde wacht, klopft es an die Tür. Ein Ungeheuer von einem Mann tritt ein, hinter ihm ein Hund so gross wie ein Kalb. Hagelhans, so heisst der neue Glunggenbauer, begehrt über Nacht hier zu bleiben und lässt sich gern einen Kaffee anbieten. Damit beginnt eine Kette von Ereignissen, die man als einen der grossen Romanschlüsse der Weltliteratur bezeichnen muss. Nachdem Hunger und Durst gestillt sind, will der sonderbare Gast zu Bett gehen. «Somit stund er auf; Vreneli erschrak fast vor dem Mann und seiner gewaltigen Gliedermasse. Wenn in einem Walde er ihm begegnet wäre, hätte es ihn für einen übergebliebenen Riesen gehalten.»¹² Aber auch den Mann kommt das Erstaunen an,

weil sein Hund die Vordertatzen auf Vrenelis Schultern legt und ihm das Gesicht leckt. Diese Liebesbezeugung habe das Tier noch keinem fremden Menschen erwiesen. Dann folgt kapitellang wieder eine Mischung von entfesseltem Humor und tiefem Ernst, wie wir sie schon einmal angetroffen haben. Hagelhans will Uli den Hof aufs neue in Pacht geben und schlägt vor, den Vertrag ein zweites Mal mit des Bodenbauern Hilfe aufzusetzen. Vreneli will es «fast scheinen, als sei es so ein alter Menschenfeind, der wieder das Verlangen nach Menschen bekömm't». ¹² Tatsächlich ist er seit einer Liebesenttäuschung in jungen Jahren scheinbar ein verhärteter Bösewicht. Auf dem Gang zum Bodenbauern quillt des Alten Rede herauf «wie ferner Donner» ¹³, wie überhaupt das Sinnbild des unheimlich grollenden und bedrohlichen Gewitters schon in seinem Namen beschlossen liegt. Nach der Ankunft bei Ulis früherem Meister treibt er mit der Bäuerin tollen Unfug, «der Spott zuckt ihm in jeder Runzel» und fährt «im ganzen Gesicht herum ... wie ein Schwärmer durchs Gras». ¹⁴ Nach einer langen Verhandlung weiss aber der Bodenbauer zu berichten, Uli bekomme einen Vertrag, besser könnte er nicht fahren; aber die Bäuerin, sonst ein Inbegriff der Besonnenheit, weiss sich noch immer vor Zorn kaum zu erholen. Die Forschung hat längst gesehen, dass hier Gotthelf mythische Gefilde betritt und die alte Sage, wonach ein unberechenbarer Gott schreckend oder Glück bringend plötzlich unter den Menschen auftaucht, ins Diesseitige umdeutet. «Unerwartet wie ein Hagel vom Himmel war der grauliche Mann in ihr Leben hineingeplumpst, aber nicht zerstörend, sondern Gaben verheissend.» ¹⁵ Vor allem zwischen Vreneli und dem Alten entsteht eine eigentümliche Vertraulichkeit, weil Vreneli spürt, dass da einer ist, dem man helfen muss, weil er von seinem liebesarmen Aussenseitertum und seiner Abgeschlossenheit von der Menschengemeinschaft frei werden möchte. Zwar kommt es einmal zu einem harten Auftritt, weil Hagelhans nicht will, dass das heruntergekommene Elisi bei jeder Gelegenheit auf der Glungge erscheint und das Haus mit seinem dummen Getue erfüllt. Vreneli wehrt sich für das arme Geschöpf, weil es denn doch das Kind des einstigen Meisters sei, aber Hagelhans erklärt: «Das Mensch lässt du mir nicht mehr ins Haus und jagst es mit dem Besen vom Hofe, das tust!» ,Und das tue ich nicht!« antwortete Vreneli. ,Und das tust du!« sagte Hagelhans, und seine Augen glühten lichter und wurden rund wie Pflugräder. ,Und das tue ich nicht!« sagte Vreneli, und seine Augen wurden rund und flammten, ,und das tue ich nicht, und risset ihr mir den Kopf vom Halse. Recht ist recht, und schlecht ist schlecht, und da hat mir niemand was zu befehlen als mein Gewissen und Gott.« So hatte zu

Hans noch niemand gesprochen. Erstaunt sah er die glühende Frau an, sagte endlich: „Sollte ich wohl vor dir mich fürchten müssen?“, ging, sagte von Stunde an nichts mehr von Elisi, aber wo er Vreneli einen Wunsch anmerkte, ward er erfüllt.« Man beginnt zu ahnen, dass die beiden Menschen gleichen Blutes sind, und das kommt auch bald aus.

Hagelhans fragt eines Tages nach Uli. Der sei fortgegangen, erklärt Vreneli, um den einst beim Kuhhandel betrogenen Bauern mit einem gerechten Geldbetrag zu versöhnen. Es folgt eine Stelle, die, wenn irgendeine, bezeugt, wie echt Gotthelfs christliche Gesinnung ist, auch wenn gerade hier keine frommen Worte fallen. Vreneli erklärt: «Anders, als dass er selbst gehe, wussten wir es nicht zu machen. Zudem glaubte Uli, es gehöre auch dazu, dass er sage: Ich habe gefehlt, verzeih mir!» Darauf spricht Hagelhans zum ersten Mal Worte, die ihm von Herzen gehen: «So ..., meinst, man solle sagen: Ich habe gefehlt, verzeih mir? Kannst vielleicht noch recht haben; wenn es von dem Herzen ist, so ist es um eine Bürde leichter. So höre, ich will dir auch was sagen. Ich habe auch gefehlt, und du bist, die mir verzeihen muss. Ich habe gegen deine Mutter gröblich gefehlt und sie ins Unglück gestürzt.»¹⁶ Wohl nur noch in «Nathan dem Weisen», schwerlich in Goethes «Iphigenie», ist der Humanitätsgedanke so schlicht und tief gefasst worden.

Wir kommen zu Gottfried Keller. Das Vrenchen von «Romeo und Julia auf dem Dorfe» kann natürlich keine Tochter eines Hagelhans sein, denn das lag Kellers beschaulicher Erzählfreude, die lediglich bissige, manchmal sogar lieblose Satire, nie aber Ungeheuerliches vorträgt, in keiner Weise. Wir werden aber sehen, wie auch sein Vrenchen am Schluss des Werks in mythische Zusammenhänge gerät.

Als erstes schulde ich Ihnen den Nachweis, dass diese Gestalt tatsächlich aus Gotthelfs Uliromanen in die Gegend um Seldwyla ausgewandert ist. Die Namengleichheit will nicht viel sagen, wohl aber die Ähnlichkeit des Charakters. Bei beiden Dichtern ist das Mädchen ernst, muss aber vor lauter innerer Heiterkeit mitten im Trübsinn plötzlich lustig sein und lässt sich nie unterkriegen. Auch Vrenelis arme Herkunft hat Keller sicher beeindruckt. Der untrügliche Beweis für die Übernahme ist aber der reizvolle Zug, dass Vrenchen und Sali an ihrem letzten Tag, weil das Mädchen einen so schmucken Blumenstrauß auf der Brust trägt, für ein Brautpaar angesehen werden und es geheim ja auch sind.

Sonst ist in der Novelle alles von Grund aus anders. Nur zur Ausnahme sehen wir Sali und Vrenchen bei ernsthafter Arbeit, sondern Keller entrückt, von dem melancholischen Zwischenspiel der Verrottung ihrer Va-

terhäuser abgesehen, Vrenchen in eine poetische Sonntagslandschaft, neben der sich das hochstilisierte und idealisierte Vreneli Gotthelfs als eine handfeste Bäuerin ausnimmt, die in der Notwehr sogar den zudringlichen Baumwollenhändler mit Buchenscheiten traktiert. Zwar ist auch Vrenchen feurig, ja leidenschaftlich, aber nicht von so elementarer Kraft des Handelns wie Vreneli, dafür anschmiegsamer und lieblicher. Es hat eine ans Biedermeier gemahnende Freundlichkeit an sich, ist aber dennoch kein blutarmes Idyllenwesen. Kellers Realismus hat ihm eine tüchtige Wirklichkeitsnähe gegeben und eine Daseinskraft, die auch den Tod nicht fürchtet. Es liebt einen Burschen, der weder Meisterknecht noch Pächter auf der Glungge ist, sondern nicht weiss, was aus ihm werden soll, und wegen seiner zaudernden, langsamen Natur das Mädchen mit einem glückhaften Lachen erst dann anstrahlt, wenn es längst über alle Berge ist.

Halten wir zuerst Ausschau nach dem Ursprung des Themas in dieser Novelle. Er liegt nicht erst in jener vielberufenen Zeitungsnotiz aus Deutschland, die von der unglücklichen Liebe verstossener Menschenkinder und ihrem gemeinsamen Freitod berichtet, sondern in einem Jugendgedicht, das ich zu den schönsten von Kellers Hand zähle. Ich lege es trotz seiner Länge zum grösseren Teile vor:

Die Mitgift

Ich ging am grünen Berge hin,
wo sich der Weih im Äther wiegt
Und reisemüd der Sonnenstrahl
ausruhend auf der Quelle liegt,
Wo wilde Rosen einsam blühen,
die Föhre hoch den Gipfel kränzt
Und drüberhin noch eine Burg
von weissen Sommerwolken glänzt.

Und wie in solcher Weihezeit
der Herr der Welt schon zu mir trat,
Erschien er jetzo in des Bergs
noch frisch ergrünter Eichensaat;
Der jungen Stämme schlanke Schar
umschwankte säuselnd seine Knie,
So gross und herrlich ging er her
vor meiner regen Phantasie! ...

... Es traf mich seiner Augen Licht
wie wolkenlos ein Tag im Mai,
Und als er meinen Namen sprach,
erhob mein Haupt ich stolz und frei.
Ich wuchs und rankte rasch empor,
dass ich mir selbst ein Wunder schien,
Und wandelte mit leichtem Schritt
an Gottes hoher Seite hin.

Und nun erzählte plaudernd ich
dem Herrn mein irdisch Tun und Sein;
Doch alles dies besteht ja nur
in dir, du gutes Kind, allein!
Aus vollem Herzen sprach ich drum
von dir, von dir die ganze Zeit;
Er aber spiegelt' lächelnd sich
in meiner frohen Seligkeit.

Dann trug ich ihm auch klagend vor,
wie ich so sehr ein armes Blut,
Und bat darauf um Haus und Hof,
um Tisch und Schrein, um Geld und Gut,
Um Garten, Feld und Rebenland,
um eine ganze Heimat traut,
Darin ich dich empfangen könnt
als myrtenschöne Schleierbraut.

Es musste doch einmal geschehn,
drum schilt mich nicht und werd nicht rot!
Hör an, was mir der Herr für dich
für eine wackre Mitgift bot!
Er sprach: «Zu wenig und zu viel
hast du verlangt, mein lieber Sohn!
Drum tu ich dir noch viel dazu
und nehm ein wenig auch davon.

Nicht Haus und Hof verleih ich euch,
doch meine ganze grosse Welt,
Darinnen ihr euch lieben könnt,
wies euren Herzen wohlgefällt;
Zwei jungen Seelen ist zu eng
das grösste Haus, seis noch so weit;
Doch finden sie noch eben Raum
in meiner Schöpfung Herrlichkeit.

Der ganze Lenz soll euer sein,
so weit nur eine Blume blüht,
Doch nicht das allerkleinste Land,
um das sich eine Hecke zieht.
Kein Prunkgetäfer geb ich euch,
kein Silberzeug, kein Kerzenlicht,
Weil sich ob Silberbronnenglanz
Goldstern an Stern zum Kranze flicht.

Und alles soll besonders blühn
für euch und schöner, wo ihr geht,
Dieweil euch in mein Paradies
ein eigen Pförtlein offen steht.
So führe deine junge Braut
getrost in deine Wirtschaft ein,
Brautführer soll mein lieblichster
und allerschönster Frühling sein! ...¹

Das ist Keller, wie er leibt und lebt. Wie viele Glücksträume hat dieser schwermütige Mann in seinen Dichtungen niedergelegt, wie viele verstossene Menschen erlöst! Seine beiden schönsten Glücksspender sind in diesem Gedicht vereint und meisterhaft ineinander verschränkt: die Lust an der Natur und die Freude eines liebenden Herzens. Und fügen wir gleich hinzu: Wer so etwas schreibt, kann kein wahrer Atheist werden, sondern ist ein frommer Mensch seiner ganzen Natur nach. Obwohl nach Kellers Begegnung mit Feuerbachs Philosophie der liebe Gott wegfällt, bleibt die ergriffene Scheu erhalten, mit der Sali und Vrenchen in ihre Landschaft hineingestellt sind.

Unmittelbar herausgesponnen ist «Romeo und Julia auf dem Dorfe» aus einem Naturbild, das Keller schon früh in seinem Tagebuch festgehalten hat.² Zwei Bauern pflügen unter heisser Sonne auf einem Hügel ein Ackerfeld und schneiden von einem zwischenliegenden herrenlosen Acker einige Furchen weg. In der Novelle selbst gehen sie aneinander vorüber wie auf- und niedergehende Gestirne, Sinnbilder der Ordnung und des Fleisses. Über dem Bild strahlt verklärend das Licht eines Herbsttags. Das ist Bauerntüchtigkeit auf Goldgrund, fest geordnet wie bei Gotthelf, an den Keller bei einer solchen Schilderung gewiss gedacht hat. Dann betreten diesen idyllischen Schauplatz die beiden kleinen Kinder der Bauern, Sali und Vrenchen, und treiben allerliebsten Mutwill, in dem schon die Liebe ihre noch knospenhaften Rechte geltend macht. Aber etwas anderes ist vordeutend auch schon da. Die Kinder spielen auf dem herrenlosen Acker, der mit Steinen übersät und von Unkraut überwuchert ist, mehrfach als Sinnbild der Verwilderung hervorgehoben und in der ganzen Novelle Schauplatz der entscheidenden Schicksale. Bereits stehen sie, ohne dass der Leser das geringste ahnt, in der Hand des um diesen seinen Besitz geprellten schwarzen Geigers, des Geigers Tod, der ihnen am Schluss des Werks zum entfesselten Totentanz aufspielen wird. Eine Vordeutung liegt auch darin, dass sie eine mit Mohn geschmückte Puppe in die Disteln setzen und mit Steinen herunterschlagen; nahe bei einem Mohnfeld wird Salis verhängnisvoller Steinwurf gegen Vrenchens Vater stattfinden. Ja noch mehr, sie grübeln die Kleie aus dem Spielzeug heraus, stecken eine summende Fliege hinein und verscharren sie zu lebendigem Begräbnis im Ackergrund. Auch dieses Thema des Grabs bei lebendigem Leibe wird später wieder aufgenommen. Wenn solche unglücksträchtigen Symbole schon am Beginn einer Dichtung auftauchen, haben wir es unweigerlich mit einem Werk zu tun, in dem das Schicksal die Fäden in der Hand hält. «Was er webt, das weiss kein Weber», schliesst die Einleitung des Werks mit dem Blick auf das Unrecht der Pflüger.³ Zum eindrucklichsten schon in diesem Beginn gehört das frische Vrenchen mit seinen braunen Wangen, durch die dunkelrotes Blut schimmert und als tiefer Purpur auf den Lippen glänzt, mit seinen blitzenden hellen Augen, den leuchtenden Zähnen und dem Kraushaar, ein kindliches Inbild des Liebenswerten, aber auch der späteren Leidenschaftlichkeit. Die Todessymbolik übt noch keine Wirkung aus, sondern ist, still die Zeit abwartend, vorläufig einfach schon da. Auf Unheil weist hier schon mit Deutlichkeit bloss die Ackerfurche hin, die Manz und Marti von des Geigers Acker wegschneiden.

Die Jahre vergehen. Während sich Sali in der späteren Kindheit nicht

weiter um Vrenchen kümmert, behält dieses den schmucken Burschen immer im Auge und trägt zu ihm eine stille Neigung: ein Zug, der wieder aus Gotthelf entlehnt sein könnte, weil dasselbe von Anneli und Mias im «Bauernspiegel» erzählt wird. Endlich verschwindet Sali aus der Dorfgegend, weil der Vater wegen der Prozessiererei mit Marti und wegen der Liederlichkeit seiner Frau als erster Bankrott macht und sich in eine trübe Spelunke Seldwylas als Schankwirt zurückzieht, ein Gang ins lebendige Grab, wie jeder Kenner von Kellers Symbolik sofort wahrnimmt. Aus Sali wird einstweilen nichts, weder etwas Gutes noch etwas Böses. Vrenchen dagegen bewahrt aus besseren Tagen und dank der guten Eigenschaften seiner Mutter Anmut, Reinlichkeit und Fleiss. Nach dem Tod seiner Frau verkommt auch Marti endgültig und streunt in der Gegend umher. Vrenchen hält in dem verlotterten Vaterhaus sauber, was sich reinigen lässt, und zieht schöne Blumen, in denen sich sein Wesen spiegelt. Selbst in der trüb-sinnigsten Verwahrlosung bleibt es sich treu, von Keller bereitgehalten, in das öde Leben Salis Licht und Freude zu bringen. Die Lichtsymbolik stellt sich denn auch ein, wenn Manz und Marti unter gewitterschwerem, schwarzem Himmel, bei Blitz, Donner und Regengüssen, auf Leben und Tod streiten und Sali dem Vater hilft, während das wiederum menschlich überlegene Mädchen die Kampfhähne auseinanderzubringen sucht, voller Angst für den Vater. Plötzlich lächelt Vrenchen, das von einem Sonnenblick aus dem Westen getroffen wird, dem Burschen ins Gesicht, weckt in ihm bessere Absichten, und der nunmehr gemeinsamen Anstrengung der Kinder gelingt es, die Väter zu trennen. Dieses Lachen, das für Keller so bezeichnend ist und zu dem später ein purpurnes Erröten tritt, ist es, auf das der Bursche erst lange hinterher antwortet, verloren in selige Träume; das Mädchen hat mit einem Schlag sein Leben verwandelt und ihm einen Sinn gegeben. Wie in «Kleider machen Leute» und im «Dietegen», aber auch sonst in Kellers Erzählungen, entspringt an dieser Stelle «Leben aus dem Tode» – so der ursprüngliche Titel des «Dietegen» –, und die Lebensspenderin ist das Mädchen.

Schon anderntags streicht Sali nach seinem Heimatdorf hinaus, in der Hoffnung, Vrenchen zu treffen, und zu seiner Freude findet er es allein zuhause. Hier beginnt jene Kette von Liebesszenen, die sich durch die weitere Erzählung ziehen und das märchenhafte einstige Spiel der Kinder fortsetzen. Was vor allem vorherrscht, ist das Bewusstsein des Glücks, die Gewissheit, im andern einen köstlichen Schatz gefunden zu haben, ja sogar eine neue Heimat, erklären sich doch die beiden Liebenden später an der Kirchweih, jedes sei das Haus des andern und gewähre ihm Wohnung.

Dass das Herz ein offenes Haus sei, in dem freilich alle Menschen unbedenklich hin und her marschieren, weiss schon ein Gedicht des jungen Keller. Weit mehr noch fühlen wir uns, solange die Liebe der Hoffnung Raum gibt, an ein Gedicht des «Grünen Heinrich» erinnert, dessen erste Strophe aussagt, nur in der Verbindung von Recht und Glück könne wahre Erfüllung liegen:

Recht im Glücke, goldnes Los,
Land und Leute machst du gross!
Glück im Rechte, fröhlich Blut,
Wer dich hat, der treibt es gut!⁴

So selig sich Vrenchen in der neuen Liebe fühlt, der eigentlich köstliche Fund wird Sali zuteil. Keller kann sich gar nicht genug tun, den Liebreiz und die Schönheit Vrenchens, die Verwunderung und Verzauberung Salis hervorzuheben. Es ist keine Frage, dass nur auf dem Hintergrund des Elends und des unheilschwangeren Familienzwists das Glück so leuchtend aufblühen kann. Das Schönste ist die selbstverständliche Hingabe Vrenchens an den Burschen, dem es ein wahres Paradies aufstösst. Aber auch Vrenchen selbst ist ganz verloren in der Freude darüber, den flotten und lieben Sali sein zu nennen. In einem nahen Kornfeld machen sich die beiden ein Kämmerlein, vergessen die arge Welt, treiben allen erdenklichen Mutwill, der jedoch nicht überbietet, und schnäbeln ausgiebig. Aber schon langt das Gesetz der Vergänglichkeit alles Schönen nach ihnen. Zuerst treffen sie auf den schwarzen Geiger, der ihnen wohlwollend und doch nach einer kleinen Rache begierig von einem mohnbedeckten Steinhäufen herunter zuruft, er werde ihnen schon noch aufspielen. Der Schwarze auf der roten Glut des Hügels: die Todessymbolik ist nicht zu übersehen. Das Unheil kommt schneller als befürchtet. Vrenchens Vater, der misstrauisch seiner Tochter nachstreicht, entdeckt das Paar und beginnt das Mädchen zu misshandeln. Zorn und Angst schlagen in Sali hoch, und er schleudert ohne rechte Besinnung einen Stein gegen den Kopf des bössartigen Mannes. Dieser verliert darob den Verstand, und er muss «zu dem lebendigen Begräbnis»⁵ in ein Irrenhaus eingeliefert werden. Bei ihrer Jugend und der Unreife ihrer Gedanken heisst das für Sali und Vrenchen, denen das Wort ehrbar zukommt wie nur irgendeiner Gotthelfschen Gestalt aus armen Verhältnissen, dass sie einander nie gehören können; Glück und Ehre haben sich voneinander gelöst, und mit der Ehre ist auch das Glück dahin.

Und doch ist ihnen die notwendige Trennung unausdenkbar, und Vrenchen, das in seiner Leidenschaftlichkeit die treibende Kraft ist, schlägt vor,

sie wollten vor dem Auseinandergehen wenigstens einen Tag lang glücklich zusammensein und tanzen gehen.

Am Tag einer Kirchweih in der nahen Umgebung erwartet Vrenchen schon früh in vollem, wenn auch armseligem Putz seinen Freund, einen Blumenstrauss auf die Brust gesteckt. Denn die Blumen gehören zu ihm wie zu Anna und Judith im «Grünen Heinrich». Kleider und Putz machen Leute, möchte man sagen, aber nicht im Sinne des Scheins wie beim Grünen Heinrich, bei Strapinski und John Kabys, sondern als wahrhafter Ausdruck des Wesens. In schönstem Sonnenlicht wandert das Paar zunächst einen Morgen lang über gedehnte Höhen, sittsam und ehrbar, Sali insbesondere erfüllt von einer leisen Scheu vor dem reinlichen und schmucken Mädchen, dem er mit keiner Heftigkeit zuzusetzen wagt. Es ist der Brautstand, den sie nach Kellers Worten hier zusammen erleben, bis sie zu einer guten Mahlzeit eine Wirtschaft betreten. Man könnte von einem ganz allein gefeierten Verlobungsfest reden.

Von da an ist die Novelle eine einzige langhingezogene Steigerung. Sali und Vrenchen gehen an einem Orte tanzen, wo sich das mittellose Volk Stelldichein gibt, im Paradiesgärtlein. Obwohl ich in einer Publikation auf die Symbolik dieses Hauses bereits eingegangen bin, muss ich mich hier wiederholen, weil sonst eine zureichende Deutung des gesamten Erzählchlusses nicht wohl möglich ist. Auf einer Estrade wird getanzt, die folgendermassen aussieht: Das Haus «bestand nur aus einem Erdgeschoss, über welchem ein offener Estrich gebaut war, dessen Dach an den vier Ecken von Bildern aus Sandstein getragen wurde, so die vier Erzengel vorstellten und gänzlich verwittert waren. Auf dem Gesimse des Daches sassen ringsherum kleine musizierende Engel mit dicken Köpfen und Bäuchen, den Triangel, die Geige, die Flöte, Zimbel und Tamburin spielend, ebenfalls aus Sandstein, und die Instrumente waren ursprünglich vergoldet gewesen. Die Decke inwendig sowie die Brustwehr des Estrichs und das übrige Gemäuer des Hauses waren mit verwaschenen Freskomalereien bedeckt, welche lustige Engelscharen sowie singende und tanzende Heilige darstellten. Aber alles war verwischt und undeutlich wie ein Traum und überdies reichlich mit Weinreben übersponnen, und blaue reife Trauben hingen überall in dem Laube.»⁶ Die Legendenwelt des «Tanzlegendchens» mit seinen musizierenden und tanzenden Himmelscharen und vor allem die der Anna, unter der bisher Salis und Vrenchens Sonntag gestanden hat – das Mädchen trägt ein Lebkuchenhaus und gleicht damit «einer heiligen Kirchenpatronin auf alten Bildern, welche das Modell eines Domes oder Klosters auf der Hand hält»⁶ –, diese Legendenwelt ist am Er-

löschen, und die reichen Weinranken, die über die verwaschenen Fresken fallen, deuten auf die Lebensglut, die von jetzt an das Paar mehr und mehr ergreift. Es erwachen in Vrenchen Züge der loreleiähnlichen Judith, und von seiner Trunkenheit wird der Funke auf Sali überspringen. In ganz anders überzeugender Weise ist das Mädchen die Vereinigung von Anna und Judith, als dies für Dortchen Schönfund gilt, und es ist die im eigentlichsten Sinne ideale Frauengestalt von Kellers sämtlichen Erzählungen. Ein zweiter Grundzug von «Romeo und Julia auf dem Dorfe» ist hervorzuheben. Schon vom Morgen an versinken die Liebenden zeitweilig ganz im Bewusstsein ihres Glücks wie in einem Traum, um doch stets aufs neue zu erwachen und der Vergeblichkeit ihres Seligseins inne zu werden. Dieser Gegensatz von Traum und Wahrheit ist in Kellers Werken häufig. Am tiefsten und sich stetsfort verstärkend ist die bewusstlose Hingabe an den Augenblick beim Tanz, zu dem der schwarze Geiger aufspielt. Noch bleiben wir im Traumbereich, wenn schliesslich der Schwarze das Paar zusammen gibt und zu einem Leben unter seinesgleichen, den Vagabunden, einlädt. Es ist vor allem Vrenchen, in dessen Blut jetzt das hochzeitliche Begehren immer heftiger glüht. Nach Schluss des Tanzes führt der Geiger, selbst ausser sich, wie ein Besessener sein Instrument streichend, eine kleine Schar Zurückgebliebener zu dem strittigen Acker, auf dem bisher alle Schicksale entschieden worden sind, und Vrenchen singt und springt ausgelassen und völlig von Sinnen in dem Zuge mit. Eine mythische Berausung im Zeichen der Liebe und des Todes tut sich auf. In diesem Augenblick ist es Sali, der aus dem hochzeitlichen Scheinwesen heraustritt, Vrenchen aus dem Traum zur Besinnung zurückruft und vorschlägt, im Ernst die Vereinigung zu suchen und sich dann dem Liebestod zu überlassen. Ein solcher Wechsel spielt sich auch in «Kleider machen Leute» ab, wo die Verlobung zunächst unecht ist und erst nach der Entlarvung Strapinskis und seinem lebendigen Grab im Winterfrost die Umkehr zu einer wohlgegründeten Verlobung und Heirat erfolgt. Sali trägt das wild zappelnde Vrenchen durch das Wasser des nahen Flusses zu einem Heuschiff, dieses binden sie los, und im Schein des Mondes vollziehen sie die Hochzeit. Mit diesem dionysischen Ende klingt die Novelle aus. Nach dem ekstatischen Tanz auf dem Unglücksacker, der immer wieder «verwildert» heisst und jetzt zum wahren Blocksberg wird, findet hier eine aus tieferen Schichten der Seele aufsteigende Berausung statt, eine wahre Hochzeit und ein mit dem endlichen Verebben der Leidenschaft verbundenes Eingehen in die Natur. Das erinnert an den Schluss des «Abendlieds an die Natur» in seiner Urfassung:

O selig Sterben und Verschwinden
In deines Urgrunds tiefste Ruh!⁷

Hinter diesen Ereignissen verbirgt sich eine Symbolik, die sich nur erschliessen lässt, wenn man das Fragment einer lyrischen Vorstufe zu der Novelle zu Rate zieht. Dort steht der merkwürdige Hinweis, der Hügel mit den drei Äckern sei einst keine Meereswoge gewesen, die sich überstürze, sondern eine Welle,

... , die noch langsam hin und friedlich wallte,
Als sich die Elemente ausgesöhnt.⁸

Aus dem Flüssigen wurde damals das Feste. Den umgekehrten Vorgang erzählt «Romeo und Julia auf dem Dorfe», bloss ins Psychische transponiert. Der Novellenbeginn beharrt mit auffallendem Nachdruck auf der Festigkeit der beiden pflügenden Bauern, die mit der unverrückbaren Ordnung der Gestirne verglichen wird. Die Tradition verbürgt die immer gleiche Wiederkehr derselben sinnvollen Arbeit. Am Ende ihres Abstiegs in die Tiefe der Verwahrlosung sehen wir die beiden Männer in dem Wasser, an das der Hügel grenzt, Fische fangen. Das scheinbar Feste hat sich unaufhaltsam aufgelöst; der materielle und moralische Niedergang ist besiegelt. Eine ähnliche Sehweise liegt über Vrenchens und Salis letztem Tag. Am Morgen sind sie gesichert in der sittigen Zurückhaltung, die der beste Teil ihres Wesens ist. Von dem Augenblick an, da sie das Paradiesgärtlein betreten, wogt die Leidenschaft immer stärker in ihnen auf, droht schliesslich über alle Ränder zu fluten und in die Preisgabe ihres besseren Selbst zu münden, bis Sali sich findet, auch Vrenchen weckt und beide zusammen in klarem Entschlusse die wahre Leidenschaft wollen und schliesslich im Fluss untergehen. Dieser Ausklang der Novelle ist sicher auf den Anfang zu beziehen; aus der gestirnsähnlichen Solidität der Bauern und ihrem anschliessenden Niedergang ergibt sich folgerichtig in den Kindern die volle Auflösung im dahinziehenden Element des Wassers.

Der Vorgang hat für Keller etwas Naturgesetzliches, wie die folgende Stelle aus dem Beginn des «Grünen Heinrich» beweist: «Aus der unergründlichen Tiefe der Zeiten an das Tageslicht gestiegen, sonnen sich diese Menschen darin ..., rühren sich und wehren sich ihrer Haut, um wohl oder wehe wieder in der Dunkelheit zu verschwinden, wenn ihre Zeit gekommen ist.»⁹ Auch Gedichte sprechen dieselbe Überzeugung aus: «Jede Welle muss endlich doch im Meer vergehn», lesen wir in dem Gedicht

«Flackre, ewges Licht im Tal»; «... bis ihn der Strom vertreibt», sagt das Gedicht «Die Zeit geht nicht» von jeglichem Menschen aus. Dass mit dieser Interpretation des Novellenschlusses nichts in Keller hineinprojiziert wird, erweisen die beiden Höhepunkte der sinnlichen Berausung des Grünen Heinrich durch Judith. Der eine ist von Gewitter und Überschwemmung begleitet, der andere ist das Bad der nackten Judith im Flösschen, das wie Salis und Vrenchens Ende von der Musik der Landschaft und der Magie des Mondlichts begleitet wird. Der Sog von Untergang und Auflösung im Wasser setzt sich freilich nur in der Novelle durch. Treibende Kraft ist dabei Vrenchen, dem das «Brautwesen» im Blute loht, «und je hoffnungsloser es war, um so wilder und unbezwinglicher». ¹⁰ Die Heiratsfrage ist in Sali zunächst «nicht so leidenschaftlich lebendig als ein bestimmtes Entweder – Oder, als ein unmittelbares Sein oder Nichtsein, wie in Vrenchen, welches nur das eine zu fühlen fähig war und mit leidenschaftlicher Entschiedenheit unmittelbar Tod oder Leben darin sah.» ¹¹

Abschliessend braucht es nicht viel Worte, um Gotthelfs und Kellers Vreneli einander gegenüberzustellen. Sieht man von den schon genannten Entlehnungen Kellers ab, so ist Vrenchen und sein Schicksal etwas ganz anderes als Uli Vreneli. Idyllische und romantische Züge überwiegen, die romantischen vor allem in der nächtigen Untergangsszenarie. Das Schicksal der beiden Frauen nimmt einen völlig verschiedenen Gang, nicht zuletzt deshalb, weil Sali mit Uli nicht das geringste gemeinsam hat. Weit stärker betont wird durch Keller auch das Thema der Armut und des Ausgestossenseins. Und doch läsen wir «Romeo und Julia auf dem Dorfe» anders, wenn nicht Gotthelf Pate gestanden hätte. Was Keller aus der Anregung, die ihn sicher tief berührt hat, zu machen wusste, zeugt von einer einzigartigen Erfindungskraft. Dem Vreneli der Uliromane ganz fremd ist der Rausch der Liebe. Mit dem Todesentschluss treten bei Keller die beiden jungen Menschen in eine Sphäre der Verantwortung und des höchsten Ichgewinns, begründet in der Bereitschaft, für die Vereinigung und die Achtung vor dem Sittengesetz das Opfer des Lebens zu bringen.

Eines haben die beiden Vrenchen ausser ihrer natürlichen Frische und Heiterkeit noch gemeinsam: Sie sind in hohem Masse stilisiert und typisiert. Abgesehen von Vrenelis Sperrigkeit gegenüber Uli's Werbung sind sie ohne Schatten und darum viel weniger reich an besonderen Charakterzügen, als es nach der Lektüre den Anschein hat. Sie sind Idole des Fraulichen, und man kann sich füglich fragen, weshalb sie dennoch einen so starken Eindruck hinterlassen. Das liegt zweifellos an ihrer Liebeskraft sowie an der Besonderheit des Lebensschicksals, das sie erfahren. Ohne

den gemeinsamen Weg, den es mit Uli zurücklegt, wäre von Vreneli nicht viel zu erzählen, und auch Vreeli ist vom frühen gemeinsamen Kinderspiel an ganz Sali zugeordnet. Der Unterschied der beiden Frauengestalten liegt deshalb besonders darin begründet, dass ihre Liebeserfahrung so verschiedenartig ist, und gerade hier ist die schöpferische Leistung Kellers zu erkennen, der sich zu seinem Vreeli von Gotthelf gründlich anregen liess, es jedoch in andere Zusammenhänge stellte. Während bei Gotthelf die Liebe der Anfang eines erfüllten Lebens ist und am Schluss des Pächterromans einem zweiten Höhepunkt entgegenschreitet, gewinnt die Beziehung zwischen Vrenchen und Sali ihren Glanz aus dem Untergang der Elternhäuser und aus dem tragischen Hintergrund, der das Glück auf eine kurze, aber zutiefst ausgekostete Spanne Vergänglichkeit festlegt und ihm die Dauer versagt. «Romeo und Julia auf dem Dorfe» ist nicht zuletzt die Klage um die Hinfälligkeit alles Schönen, hier einer einzigartig schönen Liebe.

Süsse Frauenbilder zu erfinden,
Wie die bittre Erde sie nicht hegt:

diesem Verspaar aus dem Gedicht «Tod und Dichter» hat Keller in der Gestalt Vrenchens nachgelebt wie nur noch bei der Judith des «Grünen Heinrich».

STELLENNACHWEISE

Gotthelfs Werke werden zitiert nach der historisch-kritischen Gesamtausgabe von Rudolf Hunziker und Hans Bloesch, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, zitiert nach Band und Seitenzahl.

¹ IV, 144; ² IV, 288; ³ IV, 322; ⁴ IV, 329; ⁵ IV, 330; ⁶ IV, 332f.; ⁷ IV, 334; ⁸ IV, 335f.; ⁹ IV, 337; ¹⁰ XVII, 148; ¹¹ XI, 400; ¹² XI, 411; ¹³ XI, 415; ¹⁴ XI, 419f.; ¹⁵ XI, 410; ¹⁶ XI, 439.

Kellers Werke werden zitiert nach der historisch-kritischen Gesamtausgabe von Jonas Fränkel und Carl Helbling, Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich, zitiert nach Band und Seitenzahl.

¹ I, 87f.; ² VII, 391; ³ VII, 96; ⁴ VI, 298; ⁵ VII, 141; ⁶ VII, 171; ⁷ XIV, 6; ⁸ VII, 392; ⁹ III, 2; ¹⁰ VII, 179; ¹¹ VII, 183.

Vierundvierzigster Jahresbericht der Gottfried Keller-Gesellschaft

1. Januar bis 31. Dezember 1975

1. Auf das Herbstbott 1975 ist Herr a. Direktor Dr. Paul Scherrer-Bylund als Präsident der Gesellschaft und als Vorstandsmitglied zurückgetreten. Die Energie, die Liebe zur Sache, die Kompetenz und der temperamentvolle Humor, mit denen Herr Direktor Scherrer in schwieriger Zeit während acht Jahren sein Amt geführt hat, wurden an der Versammlung vom Sekretär, Herrn Professor Dr. E. Wilhelm, gewürdigt. Aus der Ansprache des scheidenden Präsidenten wurde noch einmal deutlich, wie lebhaft er sich für die Interessen der Gesellschaft und insbesondere den Abschluss der C. F. Meyer-Ausgabe eingesetzt hat. Auch der Vizepräsident der Gesellschaft, Herr a. Stadtpräsident Dr. Emil Landolt, hat im Hinblick auf vorgerücktes Alter – das auch ihm niemand ansieht – seinen Rücktritt genommen. In den fünfundzwanzig Jahren seiner Zugehörigkeit zum Vorstand ist er nicht müde geworden, durch Ratschläge und Anregungen der Gesellschaft zu dienen und sich für sie mit der Popularität seines Namens zu verbürgen. Auch er wird im Vorstand fortan vermisst werden. Den beiden Herren sei auch an dieser Stelle nochmals auf das herzlichste für ihr Wirken gedankt.

Am 4. Februar 1975 starb unerwartet Herr Professor Dr. Alfred Zäch, Mitglied des Vorstandes und Herausgeber der Prosabände der C. F. Meyer-Ausgabe, die er mit bewundernswerter Hingabe, wissenschaftlicher Zuverlässigkeit und in persönlicher Selbstlosigkeit betreut hatte, lange Zeit neben einem vollen Lehrpensum. Er wird allen, die ihn kannten oder den Ertrag seiner Arbeit nützen, unvergessen bleiben.

Für eine neue Amtsdauer wurden als Vorstandsmitglieder bestätigt:

Frau Dr. Verena Bodmer-Gessner, Zürich
 Generaldirektor Dr. Oswald Aepli (Quästor), Küsnacht
 Direktor Hans Baer, Rumlikon
 Professor Dr. Egon Wilhelm (Sekretär), Uster

Neu in den Vorstand wurden gewählt:

Nationalrat Dr. Theodor Gut, Stäfa
 Dr. Rätus Luck, Bern
 Regierungsrat Albert Mossdorf, Bülach
 Rolf Pfenninger, Zürich
 Gemeindepräsident Roger F. Schmutz, Zwiidlen
 Dr. Werner Troxler, Rothrist
 Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer, Zürich
 Professor Dr. Max Wehrli (Präsident), Zürich.

Die bisherigen wie die neuen Mitglieder des Vorstandes hatten am 7. Dezember das Vergnügen, an einem Empfang im «Bürgli» (Zürich-Enge) teilzunehmen, zu welchem ein Mitglied unserer Gesellschaft eingeladen hatte, um in der Wohnung, die Gottfried Keller genau vor 100 Jahren mit seiner Schwester Regula bezogen hatte, des Dichters zu gedenken.

2. Der Bericht des Quästors für das Jahr 1975 lautet wie folgt:

«Die Betriebsrechnung für das Jahr 1975 zeigt – auszugsweise wiedergegeben – folgendes Bild:

Vermögen am 31. Dezember 1974		Fr. 4411.75
+ Einnahmen 1975	Fr. 8173.90	
— Ausgaben 1975	Fr. 8058.35	
Vermögenszunahme		Fr. 115.55
Vermögen am 31. Dezember 1975		Fr. 4527.30

Der Mitgliederbestand am Ende des Berichtjahres betrug 239 gegenüber 243 vor Jahresfrist. 9 Neueintritten stehen 13 Austritte gegenüber, wovon 8 infolge Ablebens. Die zum gleichen Ansatz wie in den Jahren 1973 und 1974 erhobenen Jahresbeiträge der Mitglieder beliefen sich auf Fr. 5034.70 gegenüber Fr. 5511.60 im Vorjahr. 10 Mitgliederbeiträge waren am 31. Dezember noch ausstehend, sind aber in der Zwischenzeit teilweise entrichtet worden.

Von Stadt und Kanton Zürich sind, wie bisher, Subventionen von je Fr. 400.-, total also Fr. 800.- eingegangen.

Die Ausgaben für das Herbstbott beliefen sich auf Fr. 1972.10 (im Vorjahr Fr. 1889.90). Wegen weiterhin rückläufiger Teilnehmerzahl sind die Jahresbotteneinnahmen gegenüber dem Vorjahr um Fr. 114.40 auf Fr. 171.50 zurückgegangen.

Während die Druckkosten für den Jahresbericht um Fr. 334.50 auf Fr. 2352.25 gesenkt werden konnten, sind die Auslagen für diverse Drucksachen und Büromaterial mit Franken 1512.15 gegenüber Fr. 488.65 im Vorjahr stark angestiegen. Dagegen sind die Ausgaben für die Verwaltung mit Fr. 2221.85 gegenüber Fr. 2168.15 im Vorjahr annähernd stabil geblieben.

Dank zwei grösseren Spenden und freiwilligen Mitgliederbeiträgen von Fr. 1715.- (Franken 334.- 1974) sind die Gesamteinnahmen um Fr. 805.10 auf Fr. 8173.90 angestiegen. Die Gesamtausgaben erhöhten sich um Fr. 824.90 auf Fr. 8058.35. Dadurch schliesst die Rechnung mit einem Einnahmenüberschuss von Fr. 115.55 ab gegenüber Fr. 135.35 im Vorjahr. Von der Rückstellung für Bücher von Fr. 6404.- wurden Fr. 4987.35 für den im abgelaufenen Jahr ausgelieferten Band 4 der C.F. Meyer historisch-kritischen Ausgabe verwendet, so dass noch Fr. 1416.65 verbleiben. Dieser Betrag dürfte für die ausstehenden, durch die Mitglieder bereits bezahlten Bücher (Volksausgabe Bände 2 und 7) nur knapp genügen. Das Vermögen per 31. Dezember 1975 belief sich auf Fr. 4527.30.»

Als Rechnungsrevisoren wurden in ihrem Amt bestätigt:

Vize-Direktor Dr. Paul Oswald, Glattbrugg

Dr. Fritz Beglinger, Uster

3. Die historisch-kritische Conrad Ferdinand Meyer-Ausgabe bildete weiterhin den Hauptgegenstand unserer Sorge. Mit Genugtuung durfte der scheidende Präsident am Herbstbott bekanntgeben, dass zwei Tage vorher der 4. Band (d. i. der dritte Teil des kritischen Apparats zu den Gedichten) erschienen sei. Seine Bemühungen, über die er im letzten Jahresbericht referiert hat, sind somit, wenn auch mit grosser Verspätung, belohnt worden. Dem Herausgeber, Hans Zeller, ist für die Perfektion seiner Arbeit, die manchem gelegentlich als Perfektionismus erscheinen mochte, ebenfalls der Dank der Gesellschaft auszusprechen. Die finanziellen Verpflichtungen gegenüber den Bezüglern der historisch-kritischen Ausgabe sind damit abgeschlossen. Es steht zu hoffen, dass der noch fehlende letzte Apparate-Band (zu den Abteilungen VIII und IX der Gedichte) nicht allzu lange auf sich warten lasse. Mitten in der Arbeit am letzten Prosaband, d. h. dem 15. Band der Ausgabe, ist unser Herausgeber, Alfred Zäch, entrissen worden. Die Erziehungsdirektion des Kantons Zürich hat Herrn Dr. Rätus Luck mit der Fertigstellung des Bandes beauftragt. Der Vorstand ist überzeugt, dass damit eine glückliche Wahl getroffen wurde. Ob für die Register noch ein 16. Band nötig sein wird, ist noch nicht entschieden. Der C.F. Meyer-Nachlass in der Zürcher Zentralbibliothek, der bisher zugunsten der kritischen Ausgabe für andere Benützer gesperrt war, soll auf Anregung unseres Vorstandes von 1976 an für diejenigen Materialien wieder allgemein zugänglich sein, die in den bereits erschienenen Bänden schon verwertet sind.
4. Das Herbstbott fand am 26. Oktober im gewohnten Rahmen wieder als Sonntags-Matinee statt. Nach einer einführenden Ansprache des Präsidenten, dem vorstehend abgedruckten Vortrag von Herrn Professor Dr. Louis Wiesmann und der musikalischen Darbietung des

Weckemann-Wespi-Quartetts hat sich die Generalversammlung mit den unter 1-3 aufgeführten Geschäften befasst. Dass die Rechnung mit einem kleinen Aktiv-Saldo schliesst, ist das Verdienst unseres Quästors, dem hier für seine Hilfe herzlich gedankt sei.

Max Wehrli

Zusammensetzung des Vorstandes

Präsident	Prof. Dr. Max Wehrli Ebelstrasse 27 8032 Zürich	
Quästor	Generaldirektor Dr. Oswald Aepli Schweiz. Kreditanstalt Hauptsitz Postfach 8021 Zürich	
Sekretär	Prof. Dr. Egon Wilhelm Postfach 3364 8610 Uster 1	
Mitglieder	Frau Dr. Verena Bodmer-Gessner Mühlebachstrasse 111 8008 Zürich Direktor Hans Baer Stuketenstrasse 8332 Rumlikon Nationalrat Dr. Theodor Gut Seestrasse 86 8712 Stäfa Dr. Rätus Luck Lilienweg 16 3007 Bern Regierungsrat Albert Mossdorf Schaffhauserstrasse 30 8180 Bülach	Rolf Pfenninger Seefeldstrasse 73 8008 Zürich Roger F. Schmutz Gemeindepräsident Landhaus 8432 Zweidlen Dr. Werner Troxler Bleicherhubelweg 4852 Rothrist Stadtpräsident Dr. Sigmund Widmer Stadthaus Postfach 8022 Zürich

Korrespondenzadresse

Sekretär:
Prof. Dr. Egon Wilhelm
Postfach 3364
8610 Uster 1

Tel. 01/87 37 25

Verzeichnis der Reden,

die an den Herbstbotten der Gottfried Keller-Gesellschaft gehalten wurden

- 1932: Prof. Dr. Fritz Hunziker, «Gottfried Keller und Zürich»
1933: Dr. Eduard Korrodi, «Gottfried Keller im Wandel der Generationen»
1934: Prof. Dr. Max Zollinger, «Gottfried Keller als Erzieher»
1935: Dr. Oskar Wettstein, «Gottfried Kellers politisches Credo»
1936: Prof. Dr. Paul Schaffner, «Gottfried Keller als Maler»
1937: Prof. Dr. Emil Staiger, «Gottfried Keller und die Romantik»
1938: Prof. Dr. Carl Helbling, «Gottfried Keller in seinen Briefen»
1939: Prof. Dr. Walter Muschg, «Gottfried Keller und Jeremias Gotthelf»
1940: Prof. Dr. Robert Faesi, «Gottfried Keller und die Frauen»
1941: Prof. Dr. Wilhelm Altwegg, «Gottfried Kellers Verskunst»
1942: Prof. Dr. Karl G. Schmid, «Gottfried Keller und die Jugend»
1943: Prof. Dr. Hans Corrodi, «Gottfried Keller und Othmar Schoeck»
1944: Dr. Kurt Ehrlich, «Gottfried Keller und das Recht»
1945: Dr. Fritz Buri, «Erlösung bei Gottfried Keller und Carl Spitteler»
1946: Prof. Dr. Charly Clerc, «Le Poète de la Cité»
1947: Prof. Dr. Hans Barth, «Ludwig Feuerbach»
1948: Dr. Erwin Ackerknecht, «Der grüne Heinrich, ein Buch der Menschenkenntnis»
1949: Prof. Dr. Max Wehrli, «Die Züricher Novellen»
1950: Prof. Dr. Gotthard Jedlicka, «Die ossianische Landschaft»
1951: Dr. Werner Weber, «Freundschaften Gottfried Kellers»
1952: Dr. Gottlieb Heinrich Heer, «Gottfried Kellers Anteil an der Schweizer Polenhilfe 1863/64»
1953: Prof. Dr. Fritz Ernst, «Gottfried Kellers Ruhm»
1955: Prof. Dr. Alfred Zäch, «Ironie in der Dichtung C. F. Meyers»
1956: Dr. Werner Bachmann, «C. F. Meyer als Deuter der Landschaft Graubündens»
1957: Prof. Dr. Ernst Merian-Genast, «Die Kunst der Komposition in C. F. Meyers Novellen»
1958: Prof. Dr. Werner Kohlschmidt, «C. F. Meyer und die Reformation»
1959: PD Dr. Beda Allemann, «Gottfried Keller und das Skurrile, eine Grenzbestimmung seines Humors»
1960: Prof. Dr. Lothar Kempfer, «Das Geheimnis des Schöpferischen im Wort Conrad Ferdinand Meyers»
1961: Prof. Dr. Maria Bindschedler, «Vergangenheit und Gegenwart in den Züricher Novellen»
1962: Prof. Dr. Albert Hauser, «Über das wirtschaftliche und soziale Denken Gottfried Kellers»
1963: Prof. Dr. Hans Zeller, «Conrad Ferdinand Meyers Gedichtnachlass»
1964: Dr. Friedrich Witz, «Das Tier in Gottfried Kellers Leben und Werk»
1965: Kurt Guggenheim, «Wandlungen im Glauben Gottfried Kellers»
1966: Dr. Albert Hauser, «Kunst und Leben im Werk Gottfried Kellers»
1967: Prof. Dr. Karl Fehr, «Gottfried Keller und der Landvogt von Greifensee»
1968: Prof. Dr. Wolfgang Binder, «Von der Freiheit und Unbescholtenheit unserer Augen – Überlegungen zu Gottfried Kellers Realismus»
1969: Prof. Dr. Emil Staiger, «Urlicht und Gegenwart»
1970: Prof. Dr. Hans Wysling, «Welt im Licht – Gedanken zu Gottfried Kellers Naturfrömmigkeit»
1971: Prof. Dr. Paula Ritzler, «'Ein Tag kann eine Perle sein' – Über das Wesen des Glücks bei Gottfried Keller»
1972: Prof. Dr. Peter Marxer, «Gottfried Kellers Verhältnis zum Theater»
1973: Dr. Rätus Luck, «'Sachliches studieren ...' Gottfried Keller als Literaturkritiker»
1974: Prof. Dr. Karl Pestalozzi, «'Der grüne Heinrich', von Peter Handke aus gelesen»
1975: Prof. Dr. Louis Wiesmann, «Gotthelfs und Kellers Vrenchen»